



**P A R K A U E**  
JUNGES STAATSTHEATER BERLIN

# **WINTERAKADEMIE 8**

## **SAGEN WIR WIR SIND DAS NETZ**



**ONLINE-DOKUMENTATION**

# Inhalt

Vorbemerkung	3
Labor 2 Im Netz der denkenden Dinge	4
<i>Vorab-Interview mit der Bühnenbildnerin Frieda Schneider</i>	4
<i>Im Netz der denkenden Dinge</i>	7
<i>Reflexions-Interview mit der Bühnenbildnerin Frieda Schneider</i>	9
Labor 3 <a href="http://mmm.mechanik-muskelkraft-magie.org/">http://mmm.mechanik-muskelkraft-magie.org/</a>	13
<i>Vorab-Interview mit den Performancekünstlerinnen Harder &amp; Schultz</i>	13
<i>Auf hoher See... oder: „Wir mussten diese Kinder irgendwie erforschen.“</i>	23
<i>Reflexions-Interview mit den Performance-Künstlerinnen Harder &amp; Schultz</i>	25
Labor 6 Radoraum – Raumradio	33
<i>Vorab-Interview mit dem Medienkünstler Udo Noll</i>	33
<i>Sagen wir, Experten treffen aufeinander</i>	38
<i>Reflexions-Interview mit dem Medienkünstler Udo Noll</i>	40
Labor 7 Überwachen Überwachen	42
<i>Vorab-Interview mit dem Urban Artist SWEZA</i>	42
<i>ÜBERWACHEN ÜBERWACHEN</i>	47
Labor 9 Status: Was machst du gerade?	49
<i>Vorab-Interview mit Helgard Haug &amp; Daniel Wetzl von Rimini Protokoll</i>	49
<i>Die „Vermehrung der Erfahrung durch den Trieb, allerlei zu versuchen.“</i>	53
<i>Reflexions-Interview mit Helgard Haug von Rimini Protokoll</i>	56
Labor 10 Netz für die Welt	60
<i>Vorab-Interview mit dem Zentrum für Politische Schönheit</i>	60
<i>Die Kunst, politisch zu sein</i>	61
<i>Reflexions-Interview mit dem Zentrum für Politische Schönheit</i>	64
Anhang	66
<i>Laborleitungen</i>	66
<i>Laborassistenzen / Autorinnen und Autoren</i>	67
Impressum	69

## Labor 3 <http://mmm.mechanik-muskelkraft-magie.org/>



### Vorab-Interview mit den Performancekünstlerinnen Harder & Schultz

Das Interview führte Franziska Hanisch

*Wie geht's euch? Was herrscht vor, mehr Vorfreude, mehr Panik? Wie ist die Stimmung?*

Joy Harder: Vorfreude überwiegt, würde ich sagen.

*Könnt ihr etwas zu euch sagen: wer ihr seid, was ihr so macht und wie eure Arbeitsmethoden und Arbeitsprinzipien sind?*

Joy Harder: Also, im Programm stehen wir als Performance-Künstlerinnen. Als Selbstbezeichnung ist das auch durchaus adäquat. „Harder & Schultz“ ist ein Duo-Projekt, und das Labor ist jetzt das vierte Projekt, das wir gemeinsam umsetzen. Wobei all diese Projekte vom Format her sehr unterschiedlich waren: von Videoinstallationen über Interventionen bis zur Winterakademie, die sowieso ein sehr spezifisches Projekt ist.

Marie-Alice Schultz: Was alle unsere Projekte verbindet, ist, dass wir sie öffnen, so dass andere Leute mitmachen können. Das heißt; wir haben keine fertige künstlerische Arbeit, die wir zeigen, sondern wir kommen mit einer Frage oder mit Bildern und laden dann Leute dazu ein. Deshalb passt dieses Format jetzt auch zu uns, weil wir natürlich hoffen, eigene Ideen zu erlangen. [lachen]

*Habt ihr einen inhaltlichen Schwerpunkt?*

Marie-Alice Schultz: Wir arbeiten viel mit Archivmaterial und alten Abbildungen, recherchieren zu Darstellungsformen bestimmter Themen. Einmal ging's bei uns um den Tod, das neueste Thema ist jetzt „Feste feiern“ – da gehen wir der Frage nach, wie etwas repräsentiert oder wiedergegeben wird. Oft liegt den Arbeiten also eine Art Archiv zugrunde oder es wird durch uns eines angelegt.

Joy Harder: Mit dem Labor ergibt sich genauso eine Überschneidung von Interessen. Wir suchen uns Themen, die einen gewissen gesellschaftspolitischen Kontext haben; wie beim Thema Tod, das die Frage nach gesellschaftlichen Tabus aufwirft, oder wie „Feste feiern“ eine Frage nach kulturellen Praktiken ist. Beim Netzwerk oder Netz liegt die Relevanz der Fragestellung ebenfalls auf der Hand.

*Wie bindet ihr die Leute ein?*

Marie-Alice Schultz: Wir haben zum Beispiel bei Festivals Räume konstruiert, in die wir Leute eingeladen haben, die wir dann mit einer bestimmten Frage gefilmt haben, oder wir sind mit denen in den Park gegangen, oder sie suchten sich den Ort selber aus, wo sie uns etwas dazu erzählt haben. Also, wir führen viele Gespräche, filmen die und schneiden dann teilweise zum Bild der Person eine eigene, fremde Tonspur dazu, woraus dann Archivmaterial wird.

*Habt ihr vom Alter her immer eine Zielgruppe, oder ist das unterschiedlich?*

Marie-Alice Schultz: Nein, eigentlich nicht. Wir versuchen das zu fächern, da wir, gerade auch bei dem Thema Tod, aus verschiedenen Religionen und Altersgruppen Stellungnahmen brauchen, weil sie sich sehr unterscheiden.

Joy Harder: Da ging's vom Kind bis zum sehr alten Menschen. Die Herangehensweise ist grundsätzlich eine offene und vielleicht nicht überkomplexe. Das macht es möglich, ganz unterschiedliche Altersgruppen oder Klassen von Menschen anzusprechen. Und neben diesem partizipativen Anspruch würde ich noch sagen, dass das Durchsetzen von Systemen, die schon da sind, auch eine Herangehensweise ist. So, wie wir uns jetzt mit dem Netzwerk an allen möglichen Orten am Theater platzieren, so haben wir es beispielsweise auch in Stadträumen gemacht oder bei Eröffnungsveranstaltungen größerer Festivals. Mit so einem leicht viralem Gedanken.

*Wie definiert ihr für euch Netz, hier bei dem Labor? Was hat euer Labor mit Netz zu tun?*

Marie-Alice Schultz: Für mich ist es das, was mich auch generell interessiert, der Parcours, oder der Ablauf. Die Möglichkeit des Übersetzungsvorgangs. Wir haben nicht ein Medium, das alles transportiert, sondern wir müssen von verschiedenen Medien immer weiter gießen oder übertragen, das finde ich ganz spannend. Und das sowohl von einer kleinen zweidimensionalen Zeichnung bis hin zum Bauplan und dann auch zur dreidimensionalen Umsetzung. So dass Leute in einem Haus tatsächlich verschaltet werden können.

Joy Harder: Wenn man sich das Wort „Internet“ anguckt, dann heißt das erst einmal nur „Netz“. Netzwerk aus Netzwerken. Das ist genau dieser Gedanke. Man hat das Rohrpostsystem, man hat das Dosenpostsystem, man hat irgendwie den Seeweg, und diese Netze verschaltet man zu einem Gesamtnetz. Da wird dieser Übersetzungsvorgang so wichtig.

*Was ist denn die Quintessenz des Labors, des Themas, wenn ihr das in drei Sätzen wiedergeben müsstet?*

Joy Harder: Ich würde das jetzt spontan damit beantworten, dass es nicht darum geht, ein möglichst effizientes Netz zu bauen, sondern ein Netz, in dem sich möglichst viel abspielt. Und zwar anschaulich. Und begreifbar auch, im Sinne von Anfassen.

Marie-Alice Schultz: Zu Beginn hatten wir auch noch den Begriff der Störung stark gemacht: was passiert gerade (auch spielerisch)? Oder was kann sich an neuen Sinnzusammenhängen ergeben, wenn etwas wie bei der stillen Post falsch weitergegeben wird?

*Ist das jetzt nicht mehr im Fokus?*

Marie-Alice Schultz: Doch, wir haben es jetzt nicht mehr so zentral, aber es ist schon von Interesse.

Joy Harder: Ja, der Witz an der Störung ist: man muss gegen sie arbeiten, damit sie eintritt.

Marie-Alice Schultz: Deshalb haben wir jetzt davon Abstand genommen. Wir perfektionieren die Störung.

Joy Harder: Oder wir sind noch nicht, auch nur ansatzweise, an diesem Punkt von Effektivität, an dem sich die Störung überhaupt vermeiden ließe.

*Gibt's für euch und euer Labor eine zentrale Fragestellung? Oder auch für die Kinder? Was sollen sie herausfinden, oder was wollt ihr herausfinden?*

Joy Harder: Ich würde gern herausfinden, welchen Wert, oder welchen alternativen Wert ein Netzwerk hat, das nicht effizient ist. Ich hoffe, dass wir am Ende der Woche nicht alle enttäuscht sind, weil es relativ ineffektiv ist, sondern dass wir alternative Erfahrungswerte generieren und erkennen.

Marie-Alice Schultz: Den Körper hatten wir noch als Schwerpunkt. Wir wollen gucken, ob man in unserem Netz wirklich etwas Dreidimensionales verschicken kann. Das meint Hindernisbewältigung durch die Räumlichkeit und die Höhenunterschiede, was heutzutage keine Rolle mehr spielt, wenn alles durch die Wand geschickt werden kann. Das Gewicht spielt auch wieder eine Rolle.

Joy Harder: Eine große Rolle sogar. Wie schwer darf etwas sein, damit es überhaupt durch Teile des Netzes laufen kann?

Marie-Alice Schultz: Wir hoffen durch eine Art Rückschritt in der Anlage des Netzes Freiraum zu schaffen oder etwas ganz anderes zu verschicken, das dadurch wieder eine Bedeutung erlangt. Wie auch der Körper, der prinzipiell wieder in Aktion treten muss, um irgendwelche Seile oder Ähnliches zu ziehen.

*Darauf weist eure Fake-Internet-Adresse „mmm.mechanik-muskelkraft-magie.de“ bereits hin?*

Marie-Alice Schultz: Das war ja die Idee, dass wir das W.W.W. um 180 Grad drehen und auf den Kopf stellen.

Joy Harder: Daran ist auch interessant, dass mit der Wichtigkeit der Körper die Netzbetreiber zu Performern werden. Wenn das Netz in Betrieb genommen wird, ist es spannend zu gucken, inwiefern man selbst zum Performer wird.

*Habt ihr eine Idee, was ihr macht, wenn die Kids gar keine Performer und Performerinnen sein wollen, oder wie ihr sie dahin führt?*

Marie-Alice Schultz: Ich gehe davon aus, dass sie es sein wollen. Weil man einfach das Interesse hat, diese Apparate zu bedienen. Man wird ganz automatisch in diese Rolle fallen, wenn man sich der Sachen annimmt. Das ist ja auch keine „Rolle“.

Joy Harder: Nein, ist es nicht, wenn man tatsächlich eine Aufgabe zu erfüllen hat. Das wäre jetzt der Unterschied zum Theater: eine Rolle zu spielen oder Performanz im Sinne von Durchführung, oder Leistung, heißt, ich performe, auch, wenn ich eine ganz praktische Aufgabe erfülle.

*Also ist Performance für euch, eine praktische Aufgabe zu erledigen?*

Joy Harder: Für mich als Performancekünstlerin: ja.

Marie-Alice Schultz: Ja, also der Vollzug einer Handlung.

Joy Harder: Das Tun von Etwas.

*Aber das machen Rollen im Theater auch?*

Joy Harder: Die erzählen vor allem.

Marie-Alice Schultz: Aber sie gehen eher von einer Person oder einem Charakter aus. Bei uns ist der Charakter eher durch die Handlung, die er ausführt, konstituiert.

Joy Harder: Das System lässt beides zu. Man kann sagen: ich bin ein Postbeamter. Ich zeige jetzt, dass ich etwas in diese Box stecke. So, als ob dann etwas passiert, auch wenn gar nichts passiert. Es lässt aber auch diese absolut notwendige praktische Umsetzung zu. Ich glaube auch, dass es dann Positionen gibt, auf denen man mehr mit Nutzern des Netzes zu tun hat. Wenn man zum Beispiel am Postschalter steht und fast in der Rolle des Schalterbeamten auftritt mehr, als wenn man an einer Stelle sitzt, an der man morst und damit wesentlich weniger in Erscheinung tritt. Da können die Kinder ihre Position finden, in der sie sich wohlfühlen.

*Wie ist die Idee von eurem Labor entstanden? Was war der Aufhänger oder Anlass?*

Marie-Alice Schultz: Das war dieser Laptop von dem Bühnenbildner-Kind, von dem du erzählt hast. Das hatte sich so einen analogen Holzlaptop nachgebaut, der mit Kreide beschreibbar war. Der hat eine Tastatur, diese Rundungen wie

ein Mac, aber es ist Holz. Dass man diese Form übernimmt, aber dann eine Funktionslosigkeit hat. Wobei wir natürlich keine Form haben, aber eine „Funktionsvolligkeit“. Das war der Übertragungsgedanke, dass man sagt, wie kann man das alles analog nachbauen?

*Wo habt ihr das gesehen?*

Joy Harder: Das ist eine Tochter von einem Kollegen gewesen, die das in der Schule im Werkunterricht gemacht hat; elektronische Geräte nachbauen. Den Laptop habe ich mir mal ausgeliehen für eine Performance, in der es um Materialismus und Kulte ging. Den haben wir dort bedient, in der Performance. Das war die eine Inspiration. Aber auch diese Erinnerung an die Benutzung solcher einfachen Nachrichtensysteme, als man selbst Kind war.

Marie-Alice Schultz: Ja, das stimmt. Dass man sich ein Brötchen über einen Korb in den Garten ablässt oder so etwas.

Joy Harder: So etwas nochmal nachzubauen, aber mit einer viel größeren Bandbreite als man das als Kind alleine verwirklichen kann.

*Ich habe das Protokoll vom zweiten Arbeitstreffen gelesen, da gab es die Frage, ob sich eure Kindheitserfahrungen auf heutige Kinder übertragen lassen, ob sie das auch spannend finden werden?*

Marie-Alice Schultz: Ich glaube, die Elemente sind trotzdem spannend, auch wenn man das selbst nicht gemacht hat. Wenn man ein Boot hat oder einen Heliumluftballon, ist das an sich als Objekt schon so spannend, dass man basteln will. Da unterscheiden sich Kinder auch nicht so wesentlich heutzutage.

Joy Harder: Ja, ich glaube auch, dass man ein bisschen verwundert rangeht, da muss man gucken. Ich könnte jetzt ganz schwer eine Aussage dazu treffen, was 10 bis 12-Jährige in Berlin interessant finden. Ich kann nur sagen, was ich interessant finde und dann herausfinden, ob wir das teilen, oder welche Aspekte dann eben interessant werden. Aber ehrlich gesagt, gehe ich davon aus, dass das für jeden interessant ist, weil das diese Magie besitzt, wenn Dinge funktionieren.

*Habt ihr mit der Zielgruppe schon mal gearbeitet?*

Marie-Alice Schultz: Nein. Wir hatten Studenten.

*Wo liegt der Bezug zwischen dem Thema Netz und eurem Labor?*

Joy Harder: Die Bezüge sind vielfältig. Netz, Labor und Arbeit: Also, ganz zentral sind unsere eigenen Arbeitsansätze, ganz zentral ist in jedem Fall das Moment von Kollaboration. Sowohl für den Netzgedanken, als auch für unser spezifisches Laborprojekt, als auch für die gemeinsame künstlerische Arbeit. Kollaboration und, wie soll man das bezeichnen, Multimedialität?!

Marie-Alice Schultz: Material, also etwas Handfestes. Muss nicht nur Medium sein.

Joy Harder: Ja, Medium auch im Sinne von Papier oder Holz.

Marie-Alice Schultz: Auch die Einrichtung von Stationen, dass jedes Material eine bestimmte Station hat. So hatten wir das im Stadtraum in Erlangen, dass wir verschiedene Aktionen hatten, die wir durch einen Plan verknüpften.

Joy Harder: Genau, das waren partizipative Interventionsmodule, also kleine interventionistische Aktionen, die zwar zusammengehörten, aber vereinzelt an verschiedenen Orten im Stadtraum passierten.

Marie-Alice Schultz: Da ging's um das Thema Ansteckung. Das ist noch so ein Gedanke: dass die Arbeit nicht bei uns beginnt und im Ausstellungsraum endet, sondern eigentlich schon bei der Entstehung Leute dabei sind und auch bei der Präsentation, die dann nicht ein bestimmter Termin ist, sondern gefächert stattfindet.

*Wenn ihr von euch redet, meint ihr schon immer euch beide?*

Marie-Alice Schultz: Wir haben jeweils auch noch andere Arbeitsformate, aber wenn wir zusammen arbeiten, teilen wir diesen Gedanken. Wenn wir jetzt wir sagen, dann meinen wir Harder & Schultz.

*Seit wann arbeitet ihr zusammen?*

Marie-Alice Schultz: Ich habe grad nachgedacht. 2010 auf jeden Fall. Wir haben im Studentenstreik 2003 eine Aktion im Stadtraum zusammen gemacht, aber dann lange nichts mehr gehört, weil ich in Österreich und Joy hier in Berlin war. Eigentlich hat es nach dem Studium, nach dem Diplom wieder angefangen.

*Wo liegen die Herausforderungen für euch, für das Labor?*

Joy Harder: Im Alter der Teilnehmer, weil wir das noch nicht gemacht haben. Wir haben zwar mit Kindern in dem Alter zu tun gehabt, aber nicht im Rahmen eines künstlerischen Projekts.

Marie-Alice Schultz: Für mich gab es auch die Hoffnung, dass man genug Freiheit lässt, dass sie sich wirklich einbringen können und es gleichzeitig aber doch so viele, nicht Vorgaben, aber Ankerungspunkte gibt, dass sie nicht plötzlich ganz schwimmen. Das ist bei dem Alter noch nicht ganz klar, wie viel Betreuung sie brauchen oder ob sie auch schon mal selbständig einen halben Tag werkeln können.

Joy Harder: Dieses Gleichgewicht zu finden, was für dieses ganze Winterakademie-Ding so wichtig ist: es gibt natürlich am Ende eine Präsentation und man möchte auch Ergebnisse haben, aber wie kann man es im besten Fall schaffen, dass dieser Laboredanke wirklich funktioniert?

Marie-Alice Schultz: Dass es eigentlich auch ein Prozess ist, der an sich wichtig ist und nicht nur der Samstag der Präsentation.

*Wenn du sagst, „man“ möchte Präsentation, wen meinst du damit?*

Joy Harder: Das war jetzt eine Annahme betreffend aller Beteiligten, also sowohl die Künstler und Mitarbeiterinnen als auch die Kinder, also, vielleicht sogar die ganze Menschheit, außer wenige erleuchtete Figuren. Nein, ist Quatsch, das ist irgendwie eine philosophische und kulturelle Frage, ob man Ergebnisse braucht. Aber in diesem Setting, bei dem man weiß, es kommen am Samstag Besucher, ist es schön, wenn man etwas zeigen kann, was man auch selbst toll findet, womit man zufrieden ist. Das heißt, dass man es auch schafft, dass Sachen funktionieren. Aber ich wünsche mir nicht, die ganze Woche nur damit beschäftigt zu sein, ob Sachen funktionieren, sondern auch eine große Freude an dem Experimentieren zu entwickeln, auch wenn es dann nicht funktioniert.

*Wie habt ihr euch vorbereitet? Wie verliefen die Arbeitsschritte bis hier hin?*

Joy Harder: Erst einmal haben wir versucht herauszufinden und zu überlegen, wie so ein Netzwerk aussehen könnte. Welche Elemente rein mechanisch-praktisch denkbar sind. Welche analogen Systeme kennen wir oder können wir irgendwie bauen? Dann folgte eine Recherche von teils veralteten, weil analogen Nachrichtenvermittlungstechnologien, eine historische Recherche. Materialbeschaffung. Was ist möglich in diesem Gebäude? Auch ganz wichtig. Das geschah vor allem per Computer!

Es ist schon ein aktuelles Thema, wir haben auch einen Rechercheausflug zum Museum für Kommunikation gemacht, wo auch die meisten dieser Kommunikationssysteme vorgestellt werden. Außerdem ist jetzt gerade in dieser Woche im Haus der Kulturen der Welt eine große Rohrpostanlage von den Tele-Kommunisten in Zusammenarbeit mit Raumlabor Berlin im Rahmen der Transmediale realisiert worden. Da gab's auch Austausch. Das ist witzig und interessant, dass zur gleichen Zeit, in der gleichen Woche in Berlin ähnliche Themen realisiert werden.

*Wie könnt ihr euch denn von dem Präsentationsgedanken lösen?*

Joy Harder: Im Endeffekt bedeutet das, dass man ein bisschen Kontrolle aufgibt.

Marie-Alice Schultz: Und mehr in die Aktion geht, die dann so flüchtig ist.

Joy Harder: Und beobachtet, was passiert. Und dann darauf reagiert. Das find ich sehr schön, wenn man zu zweit ist, dass einer von beiden sagen kann: warte mal, das ist interessant! Wenn dem anderen das gar nicht auffällt. Was als Gedanke fürs Team schön ist, dass man, immer wenn man etwas entdeckt, sagt: „Hey, das ist doch grad echt spannend, lass uns da doch noch bei bleiben.“

*Welchen Anteil am Zustandekommen des Labors haben die Jugendlichen oder Kinder?*

Marie-Alice Schultz: Den größten! Also, wenn sie jetzt nichts bauen, nichts spielen wollen, stehen wir dumm da. Wir haben eine Idee oder eine Konzeption, die wir reinreichen, aber wie das tatsächlich umgesetzt wird oder was an Automaten entwickelt wird, das können wir gar nicht soweit wissen. Wir können dann unterstützen oder sagen, treib die Idee noch ein bisschen weiter voran. Aber es ist nicht so, dass wir einen Bauplan haben und sie müssen es nur noch ausführen und es wird sowieso so.

Joy Harder: Und selbst, wenn man es dann gebaut hätte, könnten wir es ja gar nicht betreiben, das heißt, wir brauchen einfach diese große Gruppe und wir müssen da alle sitzen und etwas tun, sonst läuft da nichts mehr durch.

Marie-Alice Schultz: Wir brauchen die Fußballmannschaft!

*Konzipiert ihr da anders für die Jugendlichen als ihr das bei anderen Arbeiten gemacht habt?*

Marie-Alice Schultz: Ja, wahrscheinlich doch. Bei anderen Leuten würden wir nicht Kreise oder Folien als Zeichenanregung zuschneiden, die man überlagern kann.

Joy Harder: Obwohl das eigentlich etwas ist, das man daraus mitnehmen kann.

Marie-Alice Schultz: Ja, stimmt, eigentlich könnte man das auch mit Erwachsenen versuchen.

Joy Harder: Natürlich. Für mich fühlt sich das mehr nach Verantwortung an. Jemand der älter ist, kann sagen, das interessiert mich nicht, das finde ich doof, ich gehe weg. Bei Kindern müssen wir mehr darauf achten und können nicht erwarten, dass sie völlig eigenverantwortlich das Zepter in die Hand nehmen.

Marie-Alice Schultz: Ja, Verantwortung trifft es ganz gut.

*Was wollt ihr erreichen, was wünscht ihr euch denn?*

Marie-Alice Schultz: Dass sie irgendetwas machen oder auf etwas stoßen, das sie sonst nicht entdeckt hätten. Also, dass wir mit dem, was wir wissen, und dem, was sie wissen, eine Schnittmenge bilden, die beide überrascht. Das finde ich spannend.

*Wie habt ihr für euch die Woche strukturiert?*

Joy Harder: Wir fangen mit einer Erprobung von Übermittlungstechnologien an, die durch Codierung funktionieren: Morsen oder durch ein Rohr Sprechen oder ein Dosentelefon. Das sind ganz klare Sachen, die mit Sprache, mit Akustik oder mit Licht arbeiten. Und bei den Fahnenalphabeten gibt es diese Codierungssysteme, die Sprache in Codes umwandeln. Dann kommen wir zu den mechanischeren Systemen, in denen Dinge wirklich von A nach B bewegt werden müssen. Am Dienstagnachmittag gibt es einen ganz wichtigen Moment, an dem man nach diesen Experimenten sagt: ok, schieben wir alles mal wieder zur Seite, jetzt erfinden wir Automaten, die es nicht gibt. Da sind wir sehr gespannt, was da kommt, auch völlig frei heranzugehen. Das ist neuer Input, da kann man hinterher sagen: ok, was können wir davon bauen? Wie passt das mit dem Rest zusammen und wie können wir diese Strecke durch das Theater hindurch zusammensetzen? An den letzten Tagen stellen sich natürlich folgende Frage: so, jetzt wollen wir das System langsam in Betrieb nehmen. Was brauchen wir dazu? Wo muss jemand sitzen? Was passiert ganz konkret, wenn die Nachricht jetzt ankommt? Und zwischendurch immer wieder die Fragen: wofür eignet sich dieser Teil der Strecke? Was kann man damit verschicken, was kann man damit nicht verschicken? Und was passiert damit, wenn man es verschickt?

*Wollt ihr ihnen eine Geschichte oder Mythen vorgeben oder sollen sie sich selber eine ausdenken, in der alles zusammenfließt?*

Marie-Alice Schultz: Was das sein wird, das da zum Schluss durchgeht, da sind wir uns auch noch nicht so ganz sicher. Manchmal ergibt sich ein Satz oder ein Schlagwort, das jemand sagt. Das kann auch plötzlich in der Kantine beim Essen sein. Und dann greift man diesen Satz wieder auf und versucht, ihn als Tagesnachricht zu benutzen.

Joy Harder: Wir haben am Anfang eine Sammlung von Geschichten und Mythen erstellt, die mit Nachrichtensystemen zusammenhängen. Man muss schauen, inwiefern man diese Mythen auch durchschickt, oder ob es eine Geschichte gibt, die besonders viel Anklang findet. Trotzdem ist bei unserem Projekt total wichtig, dass für unser System der Inhalt eigentlich egal ist. Entscheidend ist nur, was verschickt wird. Für das System ist es ja gleichgültig, wie der Satz lautet, er muss nur irgendwie transportiert werden.

*Gibt es kritische Punkte, die ihr dabei seht?*

Marie-Alice Schultz: Allein, dass wir jetzt mit dem Theater zusammenarbeiten, das bestimmte Brandschutzvorschriften hat, wo bestimmte Aktionen möglicherweise nicht durchführbar sind. Das ist natürlich schade, wenn es darum geht, etwas von einem bestimmten Fenster aus zum anderen herüber zu transportieren. Da sind es eher Regelungen von außen, vor denen wir Angst haben, dass wir das nicht erfüllen können.

Joy Harder: Ja, wenn der Virus ankommt und sagt: ich möchte mich hier hinsetzen und dann sagt der Körper, der das Theater ist: hier kannst du dich aber nicht hinsetzen, da habe ich Antikörper. Da muss man gucken, wie wir uns alle zusammen einfinden, dass man sich auf der Strecke auch wohlfühlt, die man da besetzt. Es ist ja ein hyperkomplexes System; also so ein Theater ist hyperkomplex und wir kommen und sagen: so, jetzt bauen wir noch ein anderes hyperkomplexes System rein. Das ist schon nicht unterkomplex, auch, wenn es erst einmal ganz analog und praktisch klingt.



*Gibt's losgelöst vom System noch andere Unsicherheiten, die ihr seht?*

Joy Harder: Wenn keiner das System benutzen will.

Marie-Alice Schultz: Ja, dass keiner angeschrieben wird. Wir haben auch diese IPs vergeben: dass bestimmte Leute gar keine Post kriegen und andere ganz viel, dass man soziale Ungerechtigkeit durch das System noch bestärkt, die wir eigentlich aufzuheben versuchen, indem jeder es benutzen kann.

*Gibt's einen Plan B?*

Marie-Alice Schultz: Wir schreiben denen, die nichts kriegen, selbst.

Joy Harder: Ich habe sonst auch noch überlegt, man könnte ja im Worst-Case anfangen, eine Umfrage zu machen. Das heißt, wir richten von unserem Labor aus Fragen an die anderen Labore über ihre Labore, von denen wir Antworten erwarten. Da könnte man weitere Wege finden, um einen Anreiz zu schaffen oder weiter voranzutreiben.

*Was reizt euch denn am Format Winterakademie und wie kommt ihr überhaupt hierher?*

Marie-Alice Schultz: Durch Marit, die in Erlangen bei dem Festival vor zwei Jahren die künstlerische Leitung mitgemacht hat. Dieses Jahr hat sie das eher von außen beobachtet. Da hatten wir im Stadtraum diese vernetzten Stationen und darüber ist sie, glaub ich, auf den Gedanken gekommen und hat dich angesprochen. Also im Sommer 2012 war das.

Zur ersten Frage: ich find's ganz gut, dass es unterschiedliche Künstler sind, die am Thema arbeiten, dass man mit denen auch eine Rücksprache hat oder sieht, wie jemand das Thema ganz anders behandelt.

Joy Harder: Also die Bandbreite der Künstler.

Marie-Alice Schultz: Dass man an einem Haus unterstützt wird, das schon bestehende Strukturen hat, ist natürlich auch ein Vorteil.

Joy Harder: Das ist echt eine ganz tolle Sache: wann haben Kinder Gelegenheit, nicht mit Lehrern zu tun zu haben oder Aufpassern oder Pädagogen, sondern mit Künstlern, die halt irgendwelchen verrückten Kram machen, was immer sie auch machen, und mit denen in Ruhe eine Woche lang etwas zu arbeiten. Das finde ich schon wirklich cool. Und, was noch dazukommt und was auch sehr schön ist, fand ich das zweite Akademie-Wochenende. Man kriegt erst einmal sehr viel Input und dann das Feedback, das sich die Künstler untereinander geben, das fand ich wirklich spannend, also toll gemacht, dieser Akademiegedanke!

*Habt ihr euch die Zielgruppe ausgesucht?*

Marie-Alice Schultz: Ja, bei der Überlegung hatten wir schon an Kleinere gedacht, also nicht an Jugendliche, 18-Jährige oder so.

Joy Harder: Aber 10- bis 12-Jährige kam auf, als sich das Team hingesetzt hat und gesagt hat: was haltet ihr denn von 10- bis 12-Jährigen? Und wir fanden das super.

Marie-Alice Schultz: Ja, weil da auch die Phantasie noch recht offen ist, es ist noch nicht so viel angespannt.

*Habt ihr inhaltlich schon mal mit dem Thema „Netz“ gearbeitet?*

Joy Harder: Ja, auf ganz unterschiedliche Weise. Damals, als wir das erste Mal etwas zusammen gemacht hatten, da haben wir im öffentlichen Raum ein Netz aus Mullbinden gebaut. Das war eine tänzerische, choreografische Arbeit.

Marie-Alice Schultz: Da ging es auch um den Netzwerkgedanken, um Studiengebühren, wenn man nichts finanziert, bricht an anderer Ecke etwas ein. Weg vom Internet, das war noch sehr bildlich. Da waren im Netz Larven drin, die dann in der Zeit, in der sie sich entwickeln, also im Studium, eigentlich unterstützt werden müssen, damit sie zu Schmetterlingen werden. Das würden wir heutzutage natürlich nicht mehr so machen, ich würde es wahrscheinlich mehr abstrahieren.

Joy Harder: Aber es war auch direkt in hochschulpolitischen Aktivismus eingebunden, das war so ein Mitmach-Ding auf einem ganz einfachen Level, das man bei Demos macht.

Marie-Alice Schultz: Gut war, dass Leute kommen konnten. Wir hatten bestimmte Stoffe da, sie konnten sich anziehen und mitmachen. Es war so simpel von der Grundstruktur, dass man das mit Körpern füllen konnte.

Joy Harder: Dann habe ich in den vergangenen Jahren in einem Performance-Kunst-Kollektiv oder -gruppe gearbeitet: Berlin-network. Wir haben als Teil eines paneuropäischen Theater- und Performance-Netzwerkes mehrere Jahre zum

Thema Arbeit gearbeitet, EU-gefördert. Und da haben wir uns wahnsinnig viel mit Künstlernetzwerken beschäftigt. Da war das ganz zentral. Und bei dir, Schultz, auch mit den Kabeln.

Marie-Alice Schultz: Ich habe einmal mit einer Tänzerin zusammen ein Netz im öffentlichen Raum, ein Kabelgeflecht aus bestehenden Elektrokabeln verspannt und wir hatten auch nur Halterungen, die es schon gab. Also, dieses Andocken an bestimmte Sachen, die schon im Raum gegeben sind, ist häufiger.

*Ist es für euch ästhetisches Neuland, so ein Parcours aus Pappe?*

Marie-Alice Schultz: Zu gewissen Teilen wahrscheinlich schon. Mit Automaten habe ich noch nicht so viel gearbeitet, aber Pappe an sich haben wir schon häufiger benutzt, billige Medien sind meins.

Joy Harder: Man hat jetzt, allein schon durch die Menge der Labormitglieder, ungeheure Mengen an Zeug, da würde man sich in der Arbeit mit zwei Leuten ganz klar auf wenige Sachen reduzieren und auch andere Materialien wählen.

Marie-Alice Schultz: Aber es würde uns ferner liegen, wenn wir jetzt plötzlich mit Hightech-Bildschirmen arbeiten würden. Vom Material sind wir nah an unserer eigenen Arbeit.

Joy Harder: Ja, das Collagenhafte, noch nicht ganz fertige, Aufbauten und Unfälle. Das ist auch ästhetisch ansprechend und nicht unsympathisch.

*Aber gibt's etwas, das neu ist?*

Marie-Alice Schultz: Seilwinden hatten wir noch nie.

Joy Harder: Nein, ich würde sogar sagen, alles davon kann ich mir in einer Solo-Performance-Arbeit vorstellen, auch das Konfetti. Nur nicht alles gleichzeitig. Oder vielleicht doch? Eigentlich sind das alles schöne, praktische Materialien, die man eigentlich für alles benutzen kann.

Marie-Alice Schultz: Ich freue mich auch schon auf die Zeit danach, dann hat man Lust, das Material wieder in die eigene Arbeit zurückzuführen.

Joy Harder: So ein ballonbetriebenes Auto oder eine Rakete, die mit Luftdruck in Gang gesetzt wird, ja, klar würde ich das in einer Performance benutzen.

*Letzte Frage: Was verbindet ihr mit dem Begriff „forschendes Arbeiten“?*

Joy Harder: Künstlerische Forschung, das heißt Zusammenspiel von wissenschaftlichen und künstlerischen Herangehensweisen. Was für die europäische Kunstlandschaft wahnsinnig zentral geworden ist, es gibt wahnsinnig viele Studiengänge wie Performance-Art-Research oder Research in Residence, und natürlich steckt das Experiment da inhaltlich drin. Experimente, da sind wir beim Labor, und wir benutzen den Begriff künstlerische Forschung, wie du es genannt hast forschendes Arbeiten, in eigenen Projektbeschreibungen. In Selbstbeschreibungen. Ich würde sagen, das ist das, was wir machen: forschendes Arbeiten. Auf jeden Fall als unsere Arbeitsmethode.

*Dann ist es alles ein bisschen abgekaut?*

Joy Harder: Nein, eben nicht. Ich kann mir gar keine andere Arbeitsweise vorstellen.

Marie-Alice Schultz: Ja, man muss immer ein wenig nachregulieren, oder, je nach Ergebnis oder Zwischenstand, nochmal umschwenken. Deshalb weiß man eigentlich nie, wo es hingeht und das macht das Spannende aus, weil die Arbeit vielleicht ganz anders aussieht, aber man durch das Forschen, durch das Ausprobieren bestimmte Schritte durchlaufen hat.

Joy Harder: Es beinhaltet diesen Gedanken, dass man am Anfang nicht weiß, was hinten rauskommt.

Marie-Alice Schultz: Ja, es ist nicht eine Anlage von einem Ölbild, bei dem man weiß, es werden fünf Schichten und die trage ich dann so und so und so auf.

*Da habt ihr gelernt, damit auch unter dem Präsentationsgedanken gelassen umzugehen?*

Joy Harder: Nein, mich stresst das total. Ich versuche locker zu bleiben, aber...

Marie-Alice Schultz: Naja, irgendetwas steht ja zum Schluss immer da.

Joy Harder: Das ist auch eine super Haltung.

Marie-Alice Schultz: Es ergibt sich viel, was man gar nicht vorhersehen kann, durch die Fragen zum Beispiel. Deshalb kann ich mir gar nicht Sorgen machen, weil ich noch nicht weiß, worum es geht. Dafür bräuchte ich mehr Angaben und

dann könnte ich mir unmittelbar Sorgen machen. Und wir arbeiten schnell, weil wir nicht so High-Tech arbeiten, wir können einiges auffangen. Und es sieht bei uns niemand, wenn etwas schief ist, weil ja alles schief ist. Es sei denn, es ist schlecht ausgeführt.

*Habt ihr bei bestimmten Punkten Bauchschmerzen oder Kritik?*

Joy Harder: Nein. Ich finde das einfach nur eine große Herausforderung. Was für uns beide noch nicht Alltag ist, ist das Arbeiten an der Institution Theater. Das ist für uns eine Herausforderung, weil andere Kunstkontexte ganz andere Anforderungen stellen, da sind auch ganz andere Arbeitsstrukturen und Arbeitsweisen vorhanden.

*Kannst du da konkreter werden?*

Joy Harder: Na, zum Beispiel kommt man hier an ein Haus und es gibt Massen von Mitarbeitern, die ganz spezielle Funktionen haben, die eingespielt sind. Man kommt da rein und denkt: „okay?!“ Wo hakt man ein, wo geht man hin, wenn man etwas will?

Marie-Alice Schultz: Wir sind es gewohnt, fast alles selber zu machen, auch die Technik, die Beleuchtung, wenn wir die überhaupt brauchen. Jetzt können wir abgeben, aber wir wissen noch nicht ganz wie. Wir wissen auch, wir können gar nicht alles selber bedienen, wollen wir auch gar nicht, dürfen wir auch nicht. Das erschwert einiges, erleichtert natürlich auch vieles. Das sind Leute, die das professionell können. Aber es beschneidet einen auch in der Spontaneität, weil man nicht sagt: „Ach, komm, lass uns das da hinstellen“, sondern man muss erst einmal fragen, ob man den Beamer ausleihen kann, der erst für die Präsentation gedacht ist. Wir greifen auch auf die Ausstattung des Theaters zurück. Die können wir natürlich nicht immer so benutzen, wie sie da liegt. Oder, dass wir einfach auf den Turm steigen würden, da hätten wir keine Angst, aber jetzt müssen wir aufpassen wegen der Kinder. Da reicht es nicht, dass wir sagen, wir passen auf. Sachen, die wir uns zutrauen würden, werden nochmal in Frage gestellt.

Joy Harder: Es ist einfach ein wahnsinnig komplexer Betrieb mit vielen Regulatoren. Durch die Aufgabenteilung, die kommuniziert werden muss, ist das etwas weniger beweglich als ein kleinerer Komplex.

*Mit was für Leuten arbeitet ihr sonst?*

Joy Harder: Für mich ist die häufigste Situation die Arbeit in expliziten Performance-Kunsträumen mit anderen Performance-Künstlern.

Marie-Alice Schultz: Und Festivals. Die sind es gewohnt, Sachen zu überbrücken oder schnell eine Lösung finden zu müssen, weil sie selbst so eine Notsituation kennen. Es geht nicht darum, dass das perfekt hängt oder man das technisch perfekt macht, sondern dass man eine Lösung hat.

Joy Harder: Es ist wirklich interessant. Denn ich kann hier nicht kommen und eine Woche vorher sagen, wir haben keine Ahnung, wir gucken mal, was wir machen. Aber niemand auf einem Performance-Kunsthospital würde mich fragen, was ich vorhabe. Keiner. Weil ich ihm das auch gar nicht sagen kann. Und ich kenne genug Leute, die würden sagen, das weiß ich noch nicht, das weiß ich erst, wenn ich anfangen. Das ist vielleicht die extremste Form, aber das ist eine andere Spontaneität. Natürlich, sobald man mit Medien und Aufbauten usw. arbeitet, muss man planen.

Marie-Alice Schultz: Wobei wir manchmal auch ausprobieren müssen. „Und wie groß wird dann der Schriftzug sein, den ihr projiziert?“, das würden wir normalerweise erst festlegen, wenn wir das Gerät haben und dann ausprobieren können. Aber klar müssen sie die dazu passende Leinwand finden. Das bisschen Spielerische ist weg, man muss schon ziemlich klar umreißen, was man machen will. Was uns ein bisschen entgegen strömt, weil wir manchmal von einer Idee oder einem Material ausgehen, aber nicht von einem konkreten Endbild oder Situation.

Joy Harder: Ja, und dass man jedes Mal, wenn man durch das Gebäude läuft, wieder eine neue Idee hat, was man als Teil dieses Nachrichtenparcours bauen könnte.

*Wenn ihr jetzt das aufgebrauchte Budget betrachtet und merkt, ihr könnt eine neue Strecke gar nicht mehr machen, obwohl die Idee viel besser wäre?*

Joy Harder: Wobei mich an diesem Beispiel gar nicht das Budget beschäftigt, weil man vieles auch noch anders lösen kann, sondern eher, wenn man das kommuniziert, dann Verwirrung auslöst im Sinne von „Ah, das war aber nicht gut geplant, wenn ihr jetzt wieder alles verändert“. Während diese Veränderung in anderen Kontexten etwas vollkommen Normales wäre, sogar der Anspruch, dass man eine halbe Stunde vorher nochmal alles verändert. Hier, in einem Theaterkontext, ist es, glaub ich, eher „schlecht organisiert“.

*Obwohl es den prozessorientierten Ansatz gibt. Es ist vielleicht eher die Frage, wie da kommuniziert wird und ob die Ideen von euch oder den Kindern kommen?*

Marie-Alice Schultz: Klar, es muss ja auch Absprachen geben.

Joy Harder: Und ich glaube auch, dass die Flexibilität im Vergleich zu anderen Häusern ungeheuer groß ist. Es ist schon ein bisschen Fremdsystem, wenn man nicht selbst alltäglich drinsteckt: ok, Staatstheater, mal gucken, wie's da drinnen so läuft. Auch wenn man Theaterwissenschaftlerin ist und das studiert hat.

Marie-Alice Schultz: ... und nie machen wollte, und nun schon wieder drin sitzt. Wir wollen immer weg vom Theater und wir kommen immer zurück.

*Was ist euer Hintergrund?*

Joy Harder: Wir haben beide Theaterwissenschaften studiert, Marie-Alice hat dann bildende Kunst studiert, also gewechselt, und da ihr Diplom gemacht, und ich habe meinen Magister gemacht.

Marie-Alice Schultz: Wir sind, glaub ich, nicht die Rakete, aber das Tufftuff-Boot.



## Auf hoher See... oder: „Wir mussten diese Kinder irgendwie erforschen.“

von Franziska Hanisch

Ich komme auf unseren Schiffsbug, niemand bemerkt mich außer der elfjährigen nautischen Offizierin Lena. Der Rest der Besatzung kabbelt sich um die Taue, malt Balken an, rennt auf dem Heck herum und schreit laut. Vor mir scheint ein einziger chaotischer Haufen von Menschen und Material zu sein – mitten im stürmischen Ozean auf einem kleinen Schiff. Dabei ist das Auslaufen vom Hafen schon eine Weile her, aber das Abfahrtssignal war (zu) leise. Es gibt keine Uhr, unsere ist stehen geblieben. Demnächst werden wir mit einer Glocke versuchen, Signale zu senden, um die Schiffsmannschaft zusammen zu halten.

Elf Kinder zwischen dem zehnten und elften Lebensjahr, vier Erwachsene, darunter ich als einzige Pädagogin, die anderen drei aus der künstlerischen Sparte, begeben sich auf die sechstägige Reise, gemeinsam das analoge Netz zu erforschen. Wunsch ist es, Nachrichten durch verschiedene analoge Kommunikationssysteme, u.a. durch (De-)Codierung, schicken zu können.

Die Situation auf unserem Schiff ist folgende: Es gibt Menschen, die haben von einigen Dingen mehr Ahnung und sind spezialisiert, andere wissen noch nicht recht, was überhaupt ihre Aufgabe ist, geschweige denn, wie sie funktioniert, wieder andere sind neidisch auf den einen oder anderen Käpt'n, andere helfen der einen oder anderen Matrosin. Es ist Krach, weil die Wellen laut an den Bug schlagen. Und keiner kann ausbrechen, aber sich vor der Arbeit in den Gängen oder auf Deck zu verstecken, geht schon. Die Truppe ist zufällig und bunt zusammengewürfelt und anfänglich wird sich kritisch beäugt, das eigene Terrain abgesteckt, interne Kämpfe ausgetragen. Aber das Netz müssen alle gemeinsam auswerfen und anpacken, wenn ein Fisch herausgezogen werden soll. Und plötzlich wird durch das gemeinsame Tun eine Gruppe. Oder auch nicht. So oder so: „Sie erkennen uns an den gelben Punkten!“

Beim Experiment [mmm.mechanik-muskelkraft-magie.de](http://mmm.mechanik-muskelkraft-magie.de) unter der Leitung der beiden Performance-Künstlerinnen „Harder & Schultz“ wurde prozessorientiert gearbeitet: Bereits am ersten Tag war das Interesse an einem funktionierenden Rohrtelefon sehr groß. Mit hochroten Köpfen beugten sich mehrere Jungen über die Röhren aus Pappe und konstruierten und bauten, was das Zeug hielt. Schlussendlich gab es für kurze Zeit ein Erfolgserlebnis, die Euphorie war groß, der Zusammenhalt ein wenig gestärkt, Menschen wurden aus anderen Blickwinkeln wahrgenommen und dadurch anders beurteilt. Die Ernüchterung, dass das System an einer falschen Stelle aufgestellt war, kam schnell und danach klappte es damit und auch gruppenintern des Öfteren nicht mehr so gut.

Die Zeit mit dieser quirligen Schiffsmannschaft war für mich eine Zeit der pädagogischen Lernerfahrung im Kontext einer unterstützenden, übergeordneten, institutionalisierten Theater-Mannschaft. Dabei wurde für mich klar, dass bezüglich unserer Gruppendynamik auf dem Schiff pädagogische Interventionen mehr Gewicht einnehmen und auch einzunehmen haben als künstlerische Ansprüche. Mein erklärtes Ziel auf hoher See war es, Kunst und Pädagogik auf dem Deck durch eine gemeinsame Struktur zusammenzubringen, da sie sich gegenseitig bedingen und befruchten. Unter darstellender, ephemerer Kunst verstehe ich dabei ein menschliches kulturell und durch kreative Prozesse beeinflusstes Produkt. Bei unserem Labor brauchte es keinerlei fiktive Rollen und Geschichten wie eine einstudierte Choreografie auf dem Bug, um das Agieren innerhalb einer selbst gebauten Netzkonstruktion zu fördern. Die Charaktere an den Stationen unseres analogen Kommunikationssystems, welche die einzelnen Schiffsmitglieder gestalteten, waren ihre eigenen. Sie waren als Handelnde in unsere gemeinsame Aktion involviert. Sie waren sie selbst im Rahmen von gruppendynamischen Prozessen mit den nach dem österreichischen Psychoanalytiker Raoul Schindler aufgestellten Positionen Alpha, Beta, Gamma, Omega und „G“. Die Leitungskapitäne versuchten in verschiedenen Situationen, diese Modelle aufzuweichen und zeitweise zu verändern. Dabei gab es die Chance, durch das Labor einen Ort des Scheiterns anzubieten, um mit dieser oftmals als Negativum konnotierten Erfahrung gemeinsam zu experimentieren und sie konstruktiv umzuwandeln. Für mich am spannendsten während der Woche war zu experimentieren und auszuloten, wie viel Struktur Kinder in diesem Alter brauchen, um aus sich heraus kreativ schöpfen und schaffen zu können und das Schiff dabei nicht zum Kentern zu bringen.

In vielen Situationen unseres Lebens hat sich die Menschheit Regeln und Strukturen geschaffen, um Ankerpunkte für das gemeinsame Miteinander zu haben und die Welt bestmöglich effektiv und kreativ gestalten zu können. Der lateinische Begriff „structura“ kann dabei als Prozess des logischen Ordners, Zusammenfügens oder Bauens übersetzt werden. Dabei werden Relationen von Mustern verschiedener Elemente innerhalb eines Systems, in diesem Fall das menschliche Zusammensein, und deren Funktionieren betrachtet. Im 17. Jahrhundert hält das Wort unter der architektonischen Betrachtung

von „Konstruktion“ Einzug in die deutsche Sprache. „Con“ steht dabei für „mit“ und „zusammen“, „struere“ für „bauen“. Es geht also in diesem künstlerisch-pädagogischen Prozess um ein gemeinsames Tun. Damit unsere neu zu schaffende Konstruktion im Labor funktioniert und das Schiff fahren kann, brauchten wir also auch gemeinsame strukturelle Rahmenbedingungen.

Bei einer Schiffsbesatzung ist es wohl ähnlich: jeder hat seine Position (zumeist allerdings auch da, wo die meisten Kompetenzen vorherrschen), alle sollten die gleichen Regeln kennen und beachten und es gibt Personen, welche mehr zu sagen und zu melden haben als andere. Die Mikroebene der Struktur ist dabei das Individuum selbst, die Mesoebene die Gruppe und die Makroebene das, trotz aller Freiheit durch das Format der Winterakademie, von den Seeleuten angestrebte Produkt einer Präsentation am Samstag. Das Segel wurde gehisst, die Fahrt aufgenommen. Je näher ich mir die Struktur unseres Experimentes auf dem Deck angucke, desto feiner wird sie: es gibt Stör-, Übertragungs- und Regelglieder eines Schiffsmotors genauso wie beim Individuum, welche durch u.a. verschiedene Stell- und Steuergrößen beeinflusst sind. Wie viel Struktur das einzelne Kind nun braucht, ist aufgrund dieser verschiedenen Parameter so unterschiedlich wie ein Meer Fischvielfalt haben sollte.

Ein großer Teil der Forschung lag bei dem Leitungsteam selbst, indem es die Kinder erforschte. Und die Kinder sich gegenseitig. Außerdem müssen dabei noch die sich wandelnden (kulturellen) Normen einer Gesellschaft, die die Erwartungen an das Sozialverhalten in bestimmten Situationen beschreiben, um gemeinsame Werte zu schützen und dem Individuum Orientierungshilfe zu bieten, betrachtet werden. Dazu gehören Normen wie zum Beispiel, dass es höflich ist, zuzuhören, sich gegenseitig zu respektieren in der Andersartigkeit, zu lernen, auf ein Ziel hinzuarbeiten und demnach konzentriert zu sein anstatt sich spontan ablenken zu lassen. Egal, wie viel Chaos, wie viel Freiraum es innerhalb eines Arbeitsprozesses gibt: jedem Chaos wohnt eine Struktur inne, die erkannt und benutzt werden darf und auch muss. Durch Gespräche mit den Kindern, durch klar kommunizierte Regeln, gemeinsam aufgestellte Verhaltensvereinbarungen kann Struktur in das gemeinsam zu Erlebende gebracht werden. Allerdings nur, wenn da eine gegenseitige Offenheit vorhanden ist, gemeinsam an einem Prozess zu partizipieren, besser noch, so Harder selbst, „zu kollaborieren“.

Die Kinder haben sich selbst in einem neuen Kontext neu kennengelernt, haben verschiedene Positionen innerhalb der Rangordnungen eines Schiffes ausprobiert und schlussendlich sind sie dabei zu kleinen Kapitänen mit unterschiedlichen Mützen herangewachsen. Dennoch brauchten alle im Team Struktur: die den Tag und die Woche gliederte, Bedürfnisse, Erwartungen und Ziele formulierte und die Gruppe konstituierte und zusammenschweißen ließ. Viele Ziele des Winterakademie-Konzeptes wurden bei dem Labor erreicht: Kinder mit unterschiedlichen Hintergründen lernten sich kennen und lernten von- und miteinander, indem sie gemeinsam daran forschten, wie Text- oder Objektnachrichten durch unterschiedliche Kommunikationssysteme laufen können, ohne verloren zugehen. Spannende Fragen und mögliche Antworten, welche weiterhin diskutiert werden können und sich aus der Zeit auf hoher See ergeben haben, sind u.a.: Wie viel mehr Vorbereitungszeit braucht ein Vierer-Team, um von den unterschiedlichen Kompetenzen untereinander zu profitieren? Viel. Kann ein wirklich offenes Forschen trotz reglementierter Rahmenbedingungen durch die Institution Theater überhaupt gelingen? Nur bedingt. Müssen Dinge wirklich funktionieren, um spannend zu sein? Nein. Und: Wie stark hängt der Erfolg einer Forschung von einer funktionierenden Gruppe ab? Sehr.

Damit Sie aber nicht mit zu vielen Fragezeichen nach Hause gehen, hier eine erste, ausführlichere Antwort auf die letzte Frage: Unsere Mannschaft war sehr heterogen, sehr dynamisch, sehr laut. Wir hatten viele Misserfolge in der Woche. Zum Ende aber kamen verschiedene Nachrichten, mit Tricks und stellenweise auch verfälscht, über verschiedene Wege am Ziel an. Aber das ist meines Erachtens für die Kinder gar nicht Fokus und relevant gewesen. Wichtig war für sie und auch für uns als Leitungsteam die gemeinsame Freude, ein Netz verschiedener Fischarten, inhaltlich gesehen die verschiedenen Kommunikationssysteme und formal jedes Individuum in unserer Gruppe, zu erforschen.

*Hans Joas: Die Entstehung der Werte. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1997.  
Heinrich Popitz: Soziale Normen. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 2006.  
Raoul Schindler: Das Verhältnis von Soziometrie und Rangordnungsdynamik,  
in: Gruppenpsychotherapie und Gruppendynamik, Heft 3/1969, S. 31–37.*



## Reflexions-Interview mit den Performance-Künstlerinnen Harder & Schultz

Das Interview führte Franziska Hanisch

*Wie lang liegt die Winterakademie für euch gefühlt zurück?*

Joy Harder: Gefühl: gestern.

Marie-Alice Schultz: Körperlich auch. Ich schlafe jeden Tag, nachmittags auch, ich habe auch bis eben grade geschlafen.

*Du meinst wegen der Winterakademie?*

Marie-Alice Schultz: Ja.

*Wie lange, meint ihr, hält das noch an?*

Joy Harder: Erfahrungsgemäß sind das bei mir nach so einem Projekt immer drei bis vier Tage.

Marie-Alice Schultz: Ja, ich denke auch, zum Ende der Woche sollte das wieder gehen.

*Was waren eure persönlichen Höhepunkte?*

Joy Harder: Für mich der erste und der letzte Tag. Weil der erste Tag wirklich „out of control“ war, das war so: „What?“ – eine wirkliche Überraschung darüber, wie diese Gruppendynamik ist und auf der anderen Seite aber auch dieser großartige, spontane Bau von diesem Rohrtelefon über mehrere Stockwerke, das hat mich sehr beeindruckt. Der Samstag mit Publikum: da war es einfach toll für alle, auch und vor allem für die Kinder, dass das System funktioniert hat, so dass die Kinder dadurch mit einem guten Gefühl rausgegangen sind.

Marie-Alice Schultz: Wenn Leute gesagt haben, dass sich etwas anderes rausgestellt hat als sie dachten. Dass zum Beispiel Leute plötzlich gesagt haben, dass jemand doch nett ist, weil sich das durch die Zusammenarbeit herausgestellt hat. Das fand ich ganz gut, dass man sieht, es kann sich noch etwas verändern.

*Ihr hattet einen Arbeitsplan und eine Strategie, wie sind die denn aufgegangen?*

Joy Harder: Im Endeffekt ist sie aufgegangen, aber damit das passiert, musste von allen unglaublich viel Energie investiert werden.

Marie-Alice Schultz: Ich dachte, wir würden die Grundfesten viel schneller etablieren können, so dass wir vielmehr Feinschliff machen können. Dass man zum Beispiel den Ablauf oder die einzelnen Stationen schon bis Donnerstag erreicht hätte, um Freitag dann nochmal mehr an der Präsentation zu arbeiten. So sind wir wirklich rein gerauscht und der erste Durchlauf war auch erst Samstagvormittag.

*Was hättest du da noch mehr ausgearbeitet?*

Marie-Alice Schultz: Den Auftritt der einzelnen Stationen. Dann hätte ich mir vielleicht noch mal überlegt, dass manche Kinder gar nicht zu Wort kamen oder sehr wenig. Dass ist mir erst an dem Samstag klar geworden, dass die Kinder, die oben an der Rohrpost standen, tendenziell viel weniger in Aktion waren. Das habe ich nicht mitbekommen, weil ich immer unten lief.

Joy Harder: Obwohl mich überrascht hat, dass Kinder, die im Grunde genommen eine unsichtbare Aufgabe hatten, teilweise extrem positiv darauf reagiert haben, wie zum Beispiel oben noch das Goldspray auf den Brief aufgetragen wurde, der dann weitergeschickt wurde, das hat euphorisches Erfolgsgerufe ausgelöst: „Es hat geklappt! Es hat geklappt!“. Für einige Kinder wäre es gar nicht so nötig gewesen, noch einen Sprechpart zu haben. Was ich völlig unter- bzw. anders eingeschätzt habe, ist, dass wir im Leitungsteam den ganzen Tag über gar keine Zeit hatten miteinander auszuwerten. Dadurch habe ich den Eindruck, dass wir als Team alle erst am Donnerstag, wo wir noch so lange nachts gegessen haben, wirklich wussten, wie wir uns das vorstellen. Erst dann war das für uns klar, wie das aussehen kann. Das war vielleicht ein bisschen spät, aber es war vorher nicht möglich. Das würde ich als Empfehlung gerne sagen: eine Stunde Teamsitzung in der Mitte des Tages, wo für die Betreuung der Kinder gesorgt ist, würde die Künstler, Begleiter und Assistenten total unterstützen.

*Du hast ja eben schon einen eher pessimistischen Blick auf die Woche geworfen. Wo lagen noch Schwierigkeiten und wie habt ihr sie gelöst?*

Joy Harder: Ich hatte den Eindruck, dass unsere größte Herausforderung war, eine Dynamik zu finden, um auf diese elf Kinder, auf diese Kombination von Kindern, eingehen zu können. Da haben wir verschiedene Strategien probiert: in kleine Gruppen einteilen und die Kinder nach Aufmerksamkeitsspanne beispielsweise integrierend sehr stark zu mischen. Wir sind immer mehr dazu übergegangen, ganz speziell auf die Kinder zugeschnittene Aufgaben zu verteilen, Grüppchen zu bilden und zu sagen: „Gut, wenn du jetzt eine Stunde in der Werkstatt am Karton malen möchtest, dann gehen wir den Weg.“ So sah die Lösung aus. Schwierig fand ich vor allem die Kombination: Das war der Anspruch: Man macht ein Labor, das heißt, man geht spontan mit dem um, was in diesem Labor passiert – und das in diesem institutionalisierten, riesigen Theatergefüge, das eigentlich für Theaterprofis und damit dafür gemacht ist, dass man bei der technischen Abnahme, bei der die Laborräume übergeben werden, genau weiß, wann man welches Licht wo braucht. Das passt nicht zusammen, das muss man einfach so sagen. Und wenn man dann kein Theaterprofi ist, die Theaterprofisprache nicht spricht und diese Abläufe eben nicht so gut kennt, wird es noch zusätzlich schwierig. Das habe ich schon als eine sehr große Herausforderung empfunden, die meinem Gefühl nach nicht wirklich gelöst wurde.

Marie-Alice Schultz: Das war sowieso ein bisschen unser Problem, dass wir so viele Stationen bespielt haben, die wir gar nicht alle beaufsichtigen konnten. Dass da Konflikte entstehen, weil wir nicht an elf Orten gleichzeitig sein können und dann immer Kinder in dem Moment alleine waren. Das war eine Schwierigkeit, weil es eine Gruppe war, in der man einigen Kindern nicht zutrauen konnte, dass sie alleine da stehen, weil sie rumwippen oder so. Das wurde insofern gelöst, als wir uns aufgeteilt haben.

Joy Harder: Ja, das war eine ausgebuffte, ortsspezifische Aufteilung, aber auch da hätte ich es schön gefunden, wenn ein Aufsichtspersonal da ist, das mit Kindern umgehen kann. Was nicht sagt: „Ich habe gehört, eure Kinder machen gerade irgendwo Lärm!“ Ich denke aber, wenn da grad ein Kind ist, das kann irgendein Kind von diesen 120 Kindern sein, dann kann doch dieser Erwachsene sagen: „Hey, klettere da bitte nicht rauf.“ Es ist eine große Gruppe gewesen. Ich finde, diese elf Kinder waren zu viel für dieses Projekt.



*Würdet ihr es jetzt anders machen, wenn ihr die Kinder im Vorfeld kennengelernt hättet? Oder: Stellt euch vor, in einem Jahr gibt es ein Projekt mit genau diesen Kindern?*

Joy Harder: Ja, auf jeden Fall. Ich frage mich, ob ich es überhaupt machen würde? Es soll nicht böse gemeint sein, aber wir waren vier Erwachsene und ab irgendeinem Punkt ist es egal, ob man dann noch zwei Erwachsene dazu packt. Da ist die Gruppe von Kindern zu groß. Und da können nicht zwei Kinder dabei sein, die im Grunde genommen eine Einzelbetreuung brauchen und deshalb würde ich das vermutlich nicht noch einmal machen, weil ich dafür nicht ausgebildet bin. Obwohl ich es auch toll fand! Aber hart und konsequent gedacht: nicht nochmal.

*Welche Überraschungen gab es denn?*

Marie-Alice Schultz: Überraschend war für mich immer, wenn man wirklich in die Materie eingedrungen ist. Also das, was wir uns gewünscht hatten oder da, wo Gespräche stattgefunden haben, zum Beispiel bei der Gestaltung der Briefmarken. Dass Leute einen Ratschlag wollen und man denkt: „Ah, da kann ich unterstützen, das fällt in meinen Bereich, das ist nicht wieder einen Streit schlichten“. So etwas fand ich sehr spannend, aber das war so reduziert, dass man selbst einen Mangel empfunden hat: man will über das eigentliche Thema reden und nicht über den Sozialstress. Das hat in der Gruppe sehr überwogen.

Joy Harder: Ich finde auch. Ich war richtig überrascht und begeistert von der Komplexität im Zusammenarbeiten, die manchmal eigendynamisch zwischen einigen Kindern passiert ist. Das finde ich ungeheuerlich, wenn ein Kind sagt: „Hey, in dem Moment habe ich oben das Signal gegeben, da kann ich schon runterlaufen und bin dann schon da!“ und bietet damit einen Lösungsansatz für eine wirklich komplexe Situation an. Das ist bei unseren Kindern wirklich überraschend und schön. Ich finde auch total schön, obwohl ich damit so gar nicht gerechnet habe, dass unsere Kinder – darüber hatten wir im Anfangsinterview gesprochen – keine Rollen zu spielen hatten. Das ist mir auch im Vergleich zu anderen Projekten aufgefallen. Sie waren die Entwickler dieses Systems und als solche musste man für sie in den meisten dieser Stationen auch keinen Text schreiben. Das habe ich auch als Feedback von Bekannten bekommen, die sich das als Zuschauer angeschaut haben, dass unsere Kinder das ohne Schwierigkeit ganz trocken geschildert haben: „Wir haben dieses Rohrtelefon gebaut, es hat einwandfrei funktioniert, leider mussten wir es aus Feuerschutzgründen wieder abbauen und hier neu konstruieren. Jetzt funktioniert es nicht mehr so gut, deswegen schicken wir die Zettelchen jetzt über den Seilzug.“ Da muss nichts auswendig gelernt werden, weil die Kinder das erzählen, was sie wissen. Das finde ich eine ganz wichtige Erkenntnis, das finde ich toll.

*Das ist ein schöner Anknüpfungspunkt zur Frage, welches Forschungsergebnis ihr mit den Kindern herausbekommen habt?*

Marie-Alice Schultz: Wir hatten doch plötzlich diesen Zettel im Raum gefunden: „Alles wird improvisiert.“ Vielleicht, wenn das teuer bestellte Schiff aus der Schweiz nicht funktioniert, dass man das plötzlich auch mit einem Wasserkanister führen kann. Dass man die Lücken des Systems durch Menschenkraft füllt.

Joy Harder: Die Erkenntnisse sind viele kleine. Allein das Wissen: okay, so etwas oder so etwas kann man bauen, das funktioniert sehr gut, wenn man es allerdings mit der Schnur macht, dann geht das nicht. Das sind ganz praktische Erkenntnisse.

*Inwiefern hat der Präsentationsgedanke im Endeffekt die Woche beeinflusst?*

Marie-Alice Schultz: Vielleicht insofern, als es auf den Punkt sein muss. Das hätte mich genervt, wenn jemand sagt, er hat keine Lust. Da muss es eben stehen und da muss man sagen: „So, jetzt müssen wir es einmal ausprobieren, weil wir es morgen zeigen müssen“. Da ist die Erwartung da, dass die einzelnen Sachen ineinander greifen, die man sonst als parallele Experimente hätte stehen lassen können.

Joy Harder: Ich glaube auch, dass das einer der Motivationsgründe für viele Kinder ist, dass sie das am Samstag ihren Eltern zeigen. Da waren sie auf Sachen stolz. Dass sie abends mit den Eltern durchlaufen und sagen: „Hier Mama, ich will dir das mal zeigen, was wir heute gebaut haben.“ Auch wenn man tagsüber gar nicht gemerkt hat, dass sie da stolz darauf sind und sie dieses Bedürfnis haben.

*Also wäre die Frage vom Vorinterview beantwortet, dass Kinder Ergebnisse auch brauchen?*

Marie-Alice Schultz: Ja. Und auch die Möglichkeit zu zeigen, was sie gemacht haben, das denke ich schon.

*Beim Vorinterview war von dir, Marie-Alice, auch die Frage, wie viel Struktur für und innerhalb des Tages die Kinder brauchen. Habt ihr jetzt eine Antwort?*

Marie-Alice Schultz: Ich würde bei den einzelnen Kindern unterscheiden. Einige können sich gut selbst strukturieren und bei anderen habe ich gedacht, die müssen gegenteilig klare Ansagen bekommen, damit sie vielleicht selbst einen Ankerungspunkt erhalten. Einmal bin ich zum Beispiel reingekommen und habe gesagt: „Äh, hier ist ja gar nichts weiter gegangen.“ „Nee, du warst ja weg.“ Dass man so einen Prozess ständig begleiten muss. Da wäre das Ziel, dass das Kind das irgendwann selbst einteilt. Aber vielleicht muss man am Anfang sagen, was als nächster Schritt kommt. Weil der Kamerad oder die Spielzeugpistole sonst kurzzeitig wieder interessanter ist.

Joy Harder: Ich glaube, das ist eine zentrale Sache, die die Kinder da lernen. Sie sind in dem Alter selbst noch total in der Zwickmühle zwischen sich ganz schnell für etwas völlig anderes zu interessieren – also, die planen jetzt nicht so, wie man das macht, wenn man älter ist – und andererseits am Ende etwas zeigen zu wollen. Man ist dafür verantwortlich, sie ständig daran zu erinnern, dass sie da dran bleiben müssen, um dann irgendwann etwas zeigen zu können. Vielleicht könnte man noch chaotischer arbeiten, dann würde ich aber sagen: „Wir wissen überhaupt nichts über dieses System, wir haben gar keine Zielvorstellung, wir arbeiten nur mit dem, was spontan entsteht.“ Dann braucht man aber ein Team, das extrem spontan reagieren kann. Ich weiß nicht, wie ich mir das vorstellen soll, aber das ist ein gesellschaftliches Thema, glaube ich: wie chaotisch kann ein Arbeitsprozess aussehen und immer noch glücklich machen?

*Habt ihr denn forschend gearbeitet? Oder vergisst man das Forschen aufgrund des Chaos und plötzlich wird die Pistole interessanter?*

Joy Harder: Ich würde sagen: Ja. Haben wir! Allerdings war ein großer Teil der Forschung unsererseits: was geht mit welchem Kind? Wir mussten diese Kinder irgendwie erforschen. Und die mussten sich gegenseitig erforschen.

*Wie sehr war die Arbeit mit den Kindern auf Augenhöhe?*

Marie-Alice Schultz: Oh, das ist schwierig. Ich würde sagen, solange ein Gespräch stattgefunden hat, war das auf gleicher Ebene. Bei Blockadeanfällen hatte man den Eindruck, autoritär auftreten zu müssen. Denn, wenn es nicht mehr funktioniert, hat man die Verantwortung und muss durchgreifen. Und wenn jemand nicht mehr artikuliert, woran es hapert, sondern einfach nur zumacht, dann ist das mit der Augenhöhe schwierig. Sobald jemand artikuliert, ich habe da eine Schwierigkeit oder vielleicht in Kindersprache: „Ich kann das nicht.“, dann kann man einen Weg finden. Aber wenn man gar nicht versteht, dass jemand hakt und nicht nur trotzig ist, dann wird es schwierig.

Joy Harder: Ja, das ist auch lustig, was man in solchen Situationen sagt, zum Beispiel „Am Samstag kommen eure Eltern!“, um zu erreichen, dass ein Kind im aufpasst, mitarbeitet, nicht rumschreit, nicht wegrennt. Also fast so, wie wenn man sagt: „Achtung, Leistungskontrolle, du willst doch keine Sechs schreiben, oder?“

*Fallen euch Situationen ein, wo ihr die Kinder nicht eingebunden habt?*

Marie-Alice Schultz: Bei der Abschlusspräsentation auf der Bühne. Da haben wir ganz klar entschieden und gesetzt, wer jetzt mitmacht und wer nicht. Weil wir uns aufgrund dieser kurzfristigen Aktion auch einfach Stress ersparen wollten.

Joy Harder: Ja, das stimmt. Bei unserer Netzvorführung würde ich dagegen relativieren, weil ich mit der Aufteilung, wie wir sie gefunden haben, für meinen Teil sehr zufrieden bin. Dass speziell die beiden Kinder, mit denen es in dem Projekt am schwierigsten umzugehen war, eine gesonderte Aufgabe bekommen haben. Alle hatten eine Aufgabe.

*Was denkt ihr, was die Kinder mitnehmen?*

Joy Harder: Auch wieder sehr unterschiedlich. Vor einem Publikum zu stehen und etwas erklären zu können. Die Kinder, die das gemacht haben, waren von sich vielleicht gar nicht überrascht, aber ich war überrascht. Ich denke, dass sie das als Wissen mitnehmen: das kann ich, vor so einer Situation muss ich keine Angst haben. Und selbst wenn das, was ich erkläre, nicht so perfekt funktioniert, ist es nicht schlimm. Vielleicht auch, dass andere Kinder manchmal anders sind, als man sie zuerst eingeschätzt hat, weil auch da die Veränderung untereinander sehr stark war. Weil wir am ersten Tag einen Teil der Gruppe hatten, die gleich gesagt hat, mit der Person wollen wir nicht! Die dann aber im Laufe der Woche sehr auf seiner Seite waren und sich auch für ihn eingesetzt haben.

Marie-Alice Schultz: Ja, er hat auch einmal festgestellt: „Mensch, die mögen mich ja.“ Dass man in einer anderen Gruppe eine andere Chance hat und nicht der Klassenclown ist. Dass sich das ändern kann je nach Projekt: anders angenommen zu werden als zum Beispiel in der Schule.

Joy Harder: Also noch einmal zusammenfassend: dass die Kinder sich verändern, dass sie Sachen präsentieren können, die sie selber verstanden haben. Ich meine, wie geil ist die Erkenntnis: wenn ich etwas verstanden habe, muss ich nichts lernen, ich kann es vor 20 Leuten spielen, ohne eine Rolle zu haben, ich kann es einfach erzählen. Was für eine Aufgabe, die die Person dort am Hauptpostschalter gehabt hat, was für eine heftige Situation! Ich glaube, die Erkenntnis erlangt zu haben, wie wenig ausreicht, um so etwas wahnsinnig Zaubenhaftes zu erzeugen! Dass so ein Seilzug da oben längs wandert oder ein Fahnenalphabet, mit dem man einen Text verschlüsselt und überträgt. Wo die Erwachsenen dann alle stehenbleiben und sagen: „Ja, das ist ja toll!“

*Das war auch eine anfängliche Frage: was interessiert Kinder im Alter von 10 bis 12 in Berlin? Habt ihr eine Antwort gefunden?*

Joy Harder: Ja. Ich glaube, sie interessiert das Gleiche wie mich auch. Auf der Ebene war da zwischen Erwachsenen und Kindern wirklich kaum ein Unterschied.

Marie-Alice Schultz: Ich glaube, die Ablenkung ist größer als bei uns früher. Dadurch, dass im Foyer die ganzen I-Pads und Laptops aufgebaut waren, die haben eine Sogkraft. Wir hatten nicht die Möglichkeit, in so eine virtuelle Welt abzuweichen.

*Die Freude am Experimentieren, wie schätzt ihr die bei den Kindern ein?*

Joy Harder: Je nach Leistungsfähigkeit. Ich glaube, dass unser Projekt anspruchsvoll war.

Marie-Alice Schultz: Aber es gab eine enorme handwerkliche Begeisterung, jeder wollte anpacken. Wir hatten kaum Kinder, die gesagt haben: „Nö, das machen wir jetzt nicht.“ Es war eher ein Messer, ein Pinsel oder eine Schere zu wenig.

*Was haben die Kinder euch beigebracht?*

Marie-Alice Schultz: Zum Beispiel, dass die Kinder einen Vorgang unendlich lang beschreiben können, ohne dabei nervös zu werden, wobei ich schon dachte: „Hoffentlich langweilen sich die anderen, das Publikum, gerade nicht. Komm doch mal zum Punkt.“ Wie man mit Zeit umgeht, ist ein bisschen anders und das fand ich spannend.

Joy Harder: Oder dass Sachen nicht funktionieren müssen, um interessant zu sein. Die Automaten zum Beispiel haben eine gewisse Schönheit, auch wenn sie noch gar nichts können. Das muss man sich echt merken.

Marie-Alice Schultz: Ja, und eigentlich ging das Meiste über die Beschreibung und den ausgefuchsten Bauplan, der viel mehr versprach, als jemals gehalten wurde.

Joy Harder: Manche Kinder haben in diesem Alter ein sehr starkes Gerechtigkeitsempfinden. Man kann nicht zu dem einen Kind sagen: „Nein, du kannst jetzt nicht noch mitkommen, die Gruppe ist schon aufgeteilt.“ und dann fragt noch ein Kind und man sagt: „Okay, jetzt mache ich eine Ausnahme.“ So etwas geht nicht, aber es ist mir passiert, weil ich nicht konzentriert war. Das Kind meinte dann zu mir: „Das war jetzt nicht gerecht.“ und da habe ich gesagt: „Das stimmt.“

Marie-Alice Schultz: Ich fand es ganz spannend, dass zum Teil Unteraufgaben vergeben wurden, wie zum Beispiel bei der Hauptpoststelle, wo der Angestellte seiner kleinen Schwester den Knopf mit der Rohrpost anvertraut hat und sagte: „So, deine Aufgabe ist jetzt hier zu drücken.“ Die Kinder konnten innerhalb des Systems selbst delegieren.

*Wie hat das kollektive Arbeiten bei der Winterakademie eure Arbeitsweise beeinflusst? Es gab ja Vor- und Zwischentreffen, wir waren ein Vierer-Team...*

Marie-Alice Schultz: Kurz vorweg: was ich nicht so eingeschätzt hatte, war, dass während der Präsentation so viel los ist im Haus. Da hatten wir vom Zeitplan her etwas Koordinationsprobleme – da das nie parallel geprobt wurde, war mir gar nicht klar, dass auch andere Touren durch das Terrain laufen. Ich dachte, die anderen Präsentationen sind alle auf der Bühne. Dadurch kam es zu einem höheren Lärmpegel. Die inhaltlichen Absprachen waren immer gut, aber Zeit- und Raumplan-Fragen waren etwas Hauruck gelöst. Ich hätte es lieber gewusst, dass ich da nicht nur mit 30 Leuten stehe, sondern dass da weitere 20 Leute vorbeitraben; denn dann muss das Kind doppelt so laut präsentieren. Wir hätten den Bereich absperren können, da das Publikum anderer Gruppen stellenweise durch unsere Präsentation durchgelaufen ist. Das ist wahrscheinlich sehr schwierig zu planen, wer sich wann wo befindet.

Joy Harder: Das Gruppen-Bergfest am Mittwoch hat einen schon gestützt, würde ich sagen. Man hat sich nicht damit allein gefühlt, dass man zum Beispiel einfach mordserschöpft ist, dass man auch über Sachen enttäuscht ist und so weiter. Dass das geteilt wurde, das finde ich wirklich sehr wertvoll.

Marie-Alice Schultz: Ja, das fand ich auch gut.

*Gab es Synergien zwischen den einzelnen Modulen wie Lunch-Lecture, Abendveranstaltungen, Bergfest, zwischen den Laboren und so weiter?*

Joy Harder: Es gab Angebote, Synergie-Effekte zu nutzen und es wurden Vorschläge formuliert. Ich denke aber, dass die Zeit und die Energie häufig fehlten, es wirklich zu tun.

Marie-Alice Schultz: Die zwei Wochenendtreffen im Vorhinein waren dafür ganz gut, da hatte man auch Zeit, mit den anderen zu reden, aber in der Winterakademie-Woche waren es meist zwei Sätze und: „– Ich muss weiter“.

Joy Harder: Wir haben das Labor 4 in einem Extra-Treffen besucht und hatten für die Präsentation auch etwas zusammen geplant, aber das konnte nicht mehr umgesetzt werden. Dass wir die als Testpublikum besucht haben, war total gut. Die waren jedoch an einem Punkt, wo sie so fertig waren und so wenig Zeit hatten, dass man das nicht auswerten konnte. Oder die Frage: Hängt man die eigenen Baupläne neben die Baupläne eines anderen Labors? Da müsste man auch eine Stunde Zeit haben, um das zu gestalten und zusammen aufzuhängen.

*Ich höre da das Zeitdefizit heraus. Wenn ihr euch vorstellt, in zehn Jahren soll es die Winterakademie weiterhin geben, wie muss sie dann aussehen oder sich entwickeln?*

Joy Harder: Weniger ist mehr. Ich verstehe, Finanzen sind leider immer ein Argument, aber die Sponsoren haben auch wahnsinnig viel Raum eingenommen, Bionade beispielsweise. Das finde ich echt schwierig. Weniger Rahmenprogramm, auch für die Kinder. In meiner Einschätzung ist das „too much“. Also lieber noch Begegnungen zwischen den Laboren schaffen. Weniger Kinder innerhalb der Labore. Außer, wenn Künstler ein Projekt entwerfen, in dem sie sich viele Kinder wünschen. Bei uns kam die Anfrage, ob wir auch elf statt zehn Kinder nehmen würden, weil es so viele Anmeldungen gab. Ich habe „Ja, klar! Kein Problem.“ gesagt. Hätte ich gewusst, wie es läuft, hätte ich nein gesagt. Da wäre ich um zwei Kinder weniger echt glücklich gewesen. Und vielleicht ein paar mehr Kapazitäten in die Betreuung der Kinder stecken, als in ein Rahmenprogramm. Auch die Eröffnungsveranstaltung war so lang, dass unsere Kinder hinterher eigentlich eine Stunde Pause gebraucht hätten. Genauso die Schlusspräsentation – das ist ein Riesenprojekt. Ich bin überzeugt davon, dass man das kleiner und mehr „work in progress“ und einfacher gestalten kann, da kann ganz viel weg, es ist nicht nötig, das so groß zu machen.

*Denkst du, dass das attraktiv für die Kinder ist? Muss es dann vom Format anders werden, um attraktiv zu bleiben?*

Joy Harder: Erste Frage: Ja. Zweite: Wenn man 20 Gäste hat, die zugucken, was die Kinder präsentieren, dann ist das für die schon genug. Ich glaube nicht, dass die so auf Spektakel aus sind und sie wirklich etwas vermissen würden, wenn ein Teil dieser großen Bühnenshow nicht gewesen wäre.

Marie-Alice Schultz: An sich fand ich es schon gut, dass zum Schluss nochmal alle zusammen in einen Saal kommen. Von der Länge könnte schon gekürzt werden. Ich fand auch gut, kurz Ausschnitte aus anderen Stücken zu sehen, aber die hätten meiner Ansicht nach etwas gekürzt werden können. Aber generell, dass man alle am Ende noch einmal zusammenführt, fand ich nicht schlecht. Beim Rahmenprogramm mit Mouse Machine zum Beispiel konnten die Kinder noch gemeinsam etwas komponieren, was für einige doch ein großer Anreiz.

Joy Harder: Ja, das verstehe ich. Aber man ist zweimal in dem großen Saal zusammengekommen.

Marie-Alice Schultz: Ja, auch diese ellenlosen Danksagungen.

Joy Harder: Es fällt mir jetzt auch schwer, das so schnell zu beantworten, aber wenn ich das konzipieren würde, würde ich wahrscheinlich gucken, wo man da Löcher schaffen kann.

Marie-Alice Schultz: Ich glaube, ich hätte am Schluss auch das Essen noch einmal anders gemacht, weil das vom Raum gar nicht so war, dass alle Platz hatten. Vielleicht, dass man Tische hat, wo die Leute auch miteinander reden können. Da wusste man auch gar nicht, sind die Kinder jetzt schon gegangen? Kann ich mich jetzt noch von ihnen verabschieden? Es gab für unser Labor keinen Abschluss.

*Gab es sonst noch Defizite bei dem Arbeitsablauf und –treffen von der Parkaue und wenn ja, welche?*

Joy Harder: Wichtig ist mir das mit dieser Theaterstruktur. Wenn man Labore haben will, dann müssen die Leute, die da in der Woche beschäftigt sind, auch bereit sein, darauf einzugehen, anders geht's nicht.

Marie-Alice Schultz: Vielleicht auch, dass man Leute aus den unterschiedlichen Laboren zusammen tut, wie in dem Beispiel mit den Zeichnungen. Dass man sagt: „Okay, dann trifft ihr euch um Fünf und guckt euch das an.“ und nicht, dass es plötzlich heißt: „Nee, die haben doch keine Zeichnungen, macht ihr das mal alleine.“ Dann bauen wir das auf

und einen Tag später sehe ich dann, dass die doch Zeichnungen dazu hängen. Vielleicht könnte man das so lösen, dass das verbindende Organisationsteam Zeit und Treffen schafft.

*Deine Antwort, Joy, hört sich für mich fast so an, als ob die Zukunft der Winterakademie nicht an die Institution Theater gekoppelt ist, weil sie zu unflexibel für Labore ist?*

Joy Harder: Das ist jetzt meine starke historische These als Theaterwissenschaftlerin, dass der institutionalisierte Theaterbetrieb immer Sachen machen will, für die er nicht geschaffen ist.

*Aber welches Haus wäre flexibler?*

Joy Harder: Eine Kunstfabrik im Fluggraben. Ein Gebäude in Kreuzberg, wo diese Strukturen gar nicht sind, wo man ein Team speziell für das Projekt zusammenstellt. Da denkt man jetzt wirklich noch mal ganz anders, aber das könnte auch sehr spannend sein. Ansonsten, um das noch einmal zu betonen: ganz viel fand ich wirklich großartig. Von den Ansätzen her. Und diese Akademiewochenenden waren wirklich super.

*Worin seht ihr das Partizipative, das ist ja auch ein Schlagwort der Winterakademie?*

Marie-Alice Schultz: Ach ja? Es gibt ja auch einige Künstler, die sonst noch gar nicht mit Leuten zusammen gearbeitet haben. Dass die dann plötzlich andere an ihrem Prozess des kreativen Erschaffens teilnehmen lassen, das ist das Partizipative. Man gibt stückweit etwas aus der Hand, indem man sagt: „So, wir teilen das jetzt mal auf. Das ist unsere Idee, aber ihr macht etwas draus.“ So habe ich es empfunden.

Joy Harder: Ich weiß nicht, wie partizipativ die Präsentationen bei den anderen waren, die waren teilweise parcoursehaft. Der ganze Samstag war wie ein Parcours angelegt, das Publikum wandert so rum. Das hat etwas sehr aktives, normalerweise wird ein Publikum in einen Raum gesetzt, das Licht geht aus und es läuft, und zwar nicht das Publikum. Was das Arbeiten anbelangt, ist die Grundidee, dass Künstler aus verschiedenen Bereichen partizipieren. Also, Partizipation ist gar nicht so ein gutes Wort, weil Kollaboration die bessere Utopie wäre. Bei Partizipation hast du immer einen, der normalerweise nicht dabei wäre und dann sozusagen beteiligt wird.

*Kollaboration bedeutet was für dich?*

Joy Harder: Eine Zusammenarbeit von Menschen. In dem Fall von Künstlern mit Kindern.

*Historisch ist Kollaboration negativ konnotiert: sich hinter dem Rücken mit jemanden verbünden.*

Joy Harder: Es hat etwas Subversives. Kooperation klingt neoliberal. Kollaboration hat einen starken politischen Impetus, aber das Wort mag ich sehr gerne. Gerade, wenn in der Eröffnungsveranstaltung zur Illegalität aufgerufen wird. Das fand ich positiv, ich wünschte, es hätte sich stärker verwirklicht.

*Wie habt ihr den Einfluss der Kuration, der künstlerischen Leitung, empfunden, im Vergleich zu bisherigen Arbeitserfahrungen?*

Joy Harder: Wir haben normalerweise gar nicht so viel mit künstlerischen Leitern zu tun, weil hier durch das Arbeiten mit Kindern die Theaterpädagogik ins Spiel kommt. Wo man normalerweise als Künstler sagen würde: „So ist mein Konzept und ich weiß, was ich da mache.“, ist man hier von vornherein in einem Dialog. Ich fand es generell eine ganz tolle Unterstützung. Ich fand, die KL hat ganz toll versucht, Sachen bei uns möglich zu machen, sie hat sich sehr stark dafür eingesetzt.

Marie-Alice Schultz: Das würde ich auch sagen.

Joy Harder: Was man normalerweise auch von einer KL erwarten würde. Und das fand ich gut. Das denk ich, ist schon deren Aufgabe. Es gibt diesen kuratorischen Moment und dann vertraue ich einem Künstler oder einer Künstlerin, dass sie etwas Gutes macht. Das heißt, in dem Moment, ab dem sie dabei ist, geht es darum, das Projekt zu unterstützen.

Denn, wenn ich es unterstütze, vertraue ich darauf, dass es gut wird. Und das ist hier genauso wie bei anderen Festivals oder wenn ich die KL bin.

*Was nehmt ihr für euch und eure Arbeiten mit?*

Marie-Alice Schultz: Wieder ein Schritt weiter.

*In Richtung?*

Joy Harder: Wissen, was man tut.

Marie-Alice Schultz: Man hat so einen Rucksack und darin füllt sich immer mehr an – wir hatten mal ein Projekt mit Studenten, jetzt mit Kindern.

*Wird das jetzt deine Lieblingszielgruppe?*

Marie-Alice Schultz: Ich würde nicht ausschließen, dass man das nochmal macht.

*Im Vorfeld noch mehr die individuellen Möglichkeiten und Kompetenzen abstecken, wer sich um was und wen kümmert?*

Marie-Alice Schultz: Das stimmt. Das müssen wir, Harder & Schultz, immer wieder untereinander neu verhandeln. Und das wird bei jedem Projekt immer feiner getunt. Man kennt sich immer besser und würde euch in der nächsten Arbeit auch immer besser kennenlernen und wissen, was jetzt was bedeutet, oder wie man womit umgehen kann. Wo die Stärken liegen und so. Wir arbeiten oft mit neuen Leuten zusammen, die uns unterstützen, und hatten auch schon andere Assistenten, die wiederum waren auch ganz anders. Dass man das Delegieren lernt: welchen Teil kann ich abgeben oder welchen Teil muss ich unbedingt behalten, damit es noch mein Projekt bleibt.

Joy Harder: Wie kann man es vermeiden, verschiedene, widersprüchliche Ansagen zu machen? Es geht nicht immer darum, dass man ewig lange miteinander redet und diskutiert, aber in dem Moment, in dem man Teilnehmer hat, mit denen man kollaborieren möchte, muss man viel besser voneinander wissen, wie die Vorstellungen sind und was man vorhat. Darauf möchte ich beim nächsten Mal noch besser vorbereitet sein, um in dem, wenn es dann stattfindet, flexibel genug zu bleiben. Die Stärken zu nutzen, wenn man sie sieht. Das kann man auch vorher nicht alles wissen.

## Labor 6 Radioraum – Raumradio



### Vorab-Interview mit dem Medienkünstler Udo Noll

Das Interview führte Katherina Winkler

*Beschreibst du kurz wer du bist, was du machst, und was deine Arbeitsmethode ist bzw. deine wesentlichen Arbeitsprinzipien sind?*

Ich habe Film, Fotografie und physikalische Optik in Köln studiert. Ich habe lange dort gelebt und bin auch heute noch da und arbeite sowohl auf einer professionellen Ebene als auch künstlerisch seit Mitte der neunziger Jahre bereits im Kontext Internet, also Netz. Seit Anfang / Mitte der neunziger Jahre, als ich über die Uni zum ersten Mal in Kontakt mit dem Internet kam, war ich sofort fasziniert. Ich hatte damals schon Interesse für Radio, also Radio als ein Topos sowohl in Bezug auf den Klang als auch die Technologie des Radios. Das reicht als eines der frühen Medien weit zurück in unserer Technik, in unseren Medienbegriff hinein. Das Internet hatte auf eine gewisse Weise direkt eine Verbindung zu dem, was mich an Radio interessierte. Eine gemeinsame Größe dabei ist der Raum. Ein Bewusstseinsraum, wie ein medialer Raum, wie auch der konkrete Raum, den ein Medium immer einnimmt. Vor etwa sieben Jahren habe ich eine Plattform gegründet, Radio Aporee: Das würde ich als eine experimentell-künstlerische Plattform betrachten, die sich mit unseren akustischen Welten, den Soundscapes, Geräusch- & Klanglandschaften unserer Umgebung beschäftigt, als auch mit ihrer Verarbeitung und der Repräsentation in Medien. Es geht vor allem um das Internet als experimentelle An-